Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 116. Bromberg, den 24. Juli 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(7. Fortsetzung.)

Es war nun so hellgemut daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, auf Geschäftsreisen in der Ferne sich tummeln zu müssen. In der Tat kamen jetzt auch, von Reppenberger und anderen angewiesen, mehrere Händler, besahen die Vorräte Diethelms, konnten aber nicht handelseins mit ihm werden; und die Mahnung, wie sehr die Wolle durch langes Lagern an Aussehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von sich, es war ihm zur Gewißheit geworden, daß der gute Schick, auf den er harrte und hoffte, nicht ausbleibe; er glaubte an ihn wie an eine Verheißung und fast noch mehr als an eine solche. Es fiel ihm dabei gar nicht ein, rückwärts dem Urgrund dieser Zuversicht nachzuspüren. und mit einem allgemeinen Trost beschwichtigte er das Grübeln, wenn er sich ausdenken wollte, in welcher Weise denn sein zukünftiges Glück eintreten solle. Diethelm war jetzt auffallend weichmütig und gutherzig gegen jedermann und faßte auch immer bessere Vorsätze für kommende Tage; und solch ein Mann, sagte er sich dann oft, solch ein Mann darf nicht untergehen, wenn noch Gerechtigkeit bei Gott und im Himmel ist. Ohne es auffällig zu machen, ging Diethelm öfters in die Kirche und im Wirtshaus zum Waldhorn unterhielt er sich viel mit dem Pfarrer und dieser sagte oft zu den Wirtsleuten und zu anderen: er habe den Diethelm gar nicht so gekannt unter seinem starktuerischen Gebaren ruhe ein demutsvolles und gläubiges Gemüt und dabei sei er ein guter politischer Kopf. Diethelm war kein Liberaler, er war zu sehr monarchischer Natur und dünkte sich zu erhaben über alle unter sich, als daß er eine Gleichberechtigung anerkannt hätte; nur in Sachen der Wahlen wich er davon ab: die Ehre, von so vielen erwählt zu werden, dünkte ihn fast noch größer, als von der hohen Regierung ernannt zu werden. Manche schalten jetzt sogar auf Martha, die mit ihrem zänkischen und schwermütigen Wesen den braven Mann oft aus dem Hause treibe; es muß aber zur Ehre Diethelms gesagt werden, daß er immer entschiedene Einsprache tat, wenn er derartiges merkte. Er hielt es für eine Versündigung, durch Ungerechtigkeit gegen andere erhoben zu werden; aber so sehr war er bereits in innern Wirrwarr geraten, daß er diese einfache Ehrlichkeit für ein besonderes Opfer hielt, wofür ihm der Gotteslohn nicht ausbleiben dürfe. Diethelm hielt sich überhaupt viel im Waldhorn auf und kartelte. Hier war gewissermaßen sein zweites Heimwesen und ein noch viel willfährigeres als das eigentliche. Diethelm hatte eine Hypothek auf dem Wirtshause und der ohnedies geschmeidige und schmeichlerische Wirt war sein Neffe, dem er zum Ankauf dieses Hauses verholfen hatte; natürlich also, daß Diethelm hier unbedingte Botmäßigkeit fand wie sonst nirgends, und er ließ sich diese gern gefallen. Im Waldhorn wartete er nun jedesmal den Postboten ab: die Quittung für eine drängende Schuld. die er mit der erworbenen baren Summe getilgt hatte, blieb nicht aus. aber auch andere Briefe kamen, in die er nur kurze Blicke warf und die er auf dem Heimwege in kleinen Stückchen verzettelte, welche der Herbstwind lustig davontrug.

Ganz buchstäblich schlug er alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer sah, mit ihm alles besprechen wollte, hatte er hunderterlei Ausreden und versicherte Martha, sie solle nur auf ihre Sache sehen, er werde die seinige schon auseinanderhaspeln. Martha war, wie alle Frauen, vornehmlich aufs Erhalten bedacht und diese durch die kleinlichen Hantierungen des Lebens bedingte Tugend erschien Diethelm in seinen weit ausgreifenden erobernden Planen als engherzig. Martha war schon zufrieden, daß er ihrem Drängen nachgab, sich nicht zum Abgeordneten wählen zu lassen, was er eigentlich nie recht im Sinn gehabt; nur tat er jetzt, als ob er damit seinen liebsten Wunsch opfere.

Fränz bestürmte den Vater, sie, wie er versprochen, nach der Stadt zu bringen; die Mutter aber widersetzte sich unnachgibig diesem Vorhaben. Fränz schwieg und tat, als ob sie nicht mehr daran dächte; je mehr es aber Herbst wurde, im Dorfe die Dreschzeit begann und die Wege so grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum ins Dorf hinabkam, um so mächtiger wurde die Sehnsucht der Fränz nach dem Stadtleben; sie war wie ein Wandervogel, der gewaltsam zurückgehalten wird vom Zuge. Trotz des Widerspruchs der Mutter wußte sie es dahin zu bringen, daß sie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtsstadt begleiten durfte, und als Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kauflustige für seine Vorräte fand, ward es ihr nicht schwer, ihn zu bestimmen, mit ihr nach der Hauptstadt zu fahren. Wie ein Vogel, der angstvoll von Zweig zu Zweig hüpft, bald ausschaut, bald ruft: so wanderte hier Diethelm hin und her und verstand sich endlich zu dem schweren Entschluß, selber Anerbietungen zu machen und durch Zwischenhändler verbreiten zu lassen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hause als Aussichten auf den Verkauf der Staatspapiere, die er zu einem sehr niedrigen Tagespreis abgeben sollte; Fränz aber brachte er nicht wieder, denn sie blieb im Rautenkranz, in dem Wirtshause, wo Diethelm stets seine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirtschaftskunst zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar still her, wenn nicht dann und wann Fuhren mit Heu ankamen, von dem immer neue Vorräte zur Überwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufwut; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er sich's an, bezahlte anfangs bar, geriet aber auch nach und nach ins Borgen und behaftete sich mit einer Unzahl sogenannter kleiner Klettenschulden, so daß das einsame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die besonders die bekümmerte Frau peinigten; denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hause, nur um der Anschauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bedrängnissen zu entgehen. Er ärgerte sich jetzt über viele Menschen und sah erst jetzt, wie er es hatte geschehen lassen, daß er von jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menschen, die ihm sonst brav und rechtschaffen erschienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böser hatte es Martha daheim. Leute, die sie sonst nicht lang bei sich geduldet hätte, saßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn sie ließen sich nicht damit abweisen. daß Diethelm nicht zu Hause sei; sie wollten seine Rückkunft abwarten und Martha, die vor Zorn und Kummer fast vergehen wollte, mußte noch freundlich tun, mußte diesen Leuten zu essen und zu trinken geben und sich fast entschuldigen, wenn sie etwas für sich bereitete, denn sie sah nicht undeutlich die höhnisch-frechen Blicke, als ob sie vom Eigentum fremder Menschen lebte. Sie fürchtete sich, die Stube zu verlassen, denn sie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieses Hauses gesprochen wurde und wie bald die Kunde hiervon landauf und landab sich ausbreiten würde. Oft war es Martha, als sollte sie das ganze Haus mit allem, was darin ist. verlassen und davonrennen; es war ja himmel-

schreiend, wie ihr einziges Kind sie so heimtückisch verlassen hatte und wie ihr Mann sie dem Elende und der Schande preisgab, während er lustig lebte. Dennoch war sie wie festgebannt an das Haus und endlich griff sie ihren letzten Hort an: es war dies eine nicht unbeträchtliche Summe, die sie verborgen hatte und die man erst nach ihrem Tode hatte finden sollen. Mit dieser entledigte sie sich nun der Klettenschulden und Diethelm war bei seiner Heimkehr überaus wohlgemut, als er solches vernahm. Als sie ihm den Rest übergab, sagte sie:

„Nur um Gotteswillen keine Schulden. Schau, wenn so die Gläubiger über einen kommen, ist's grad wie beim Dreschen. Anfangs, wenn die Dreschflegel auf die volle Spreite fallen, da geht's langsam und man hört's nur wenig. Je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und schneller. Verstehst mich?"

„Wohl, du bist gescheit. Aber hast nicht noch mehr so geheime Bündel?"

Martha verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht und war wieder voll Liebe gegen sie wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, so daß sie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über seine Fahrlässigkeit auszulassen. Er vertröstete sie auf den großen Schick, der unfehlbar nächstens eintreffe, und half nun selber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Martha aus Zorn gegen Fränz schon mehrere versilbert hatte.

Eines Tages kehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da sah er am Wege im Wald an einem ausgehauenen Baumstumpf eine große Schichte von Kienholz. Rasch, ohne sich klar zu machen, was er wollte, hielt er an, sprang ab, raffte einen Armvoll auf, riß den Sitz ab, öffnete das Kutschentruckle*, verschloß das Kienholz in dasselbe und fuhr rasch davon; bald aber stieg er wieder ab und wusch sich die harzigen Hände im Schnee.

Seltsam! Als er heute heimkam, fragte ihn Martha:

„Hast nichts im Kutschentruckle?"

„Warum fragst?" erwiderte Diethelm erschreckt.

„Ich weiß nicht, warum, ich mein' nur so."

„Es ist nichts darin", schloß Diethelm fest.

Spät in der Nacht, als alles im Hause schlief, schlich Diethelm noch einmal hinab, lauschte, ob Medard in seiner Stallkammer schlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutschensitz, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und versteckte es unter einem Dachstuhlbalken. Aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieses Versteck besonders gefährlich erschien; er kehrte wieder um und fand am Ende nichts Besseres, als das Kienholz wieder in den Kutschensitz zu verschließen, er faßte dabei den Vorsatz: bei der nächsten Ausfahrt dieses willfährige Brennmaterial wieder auf die Straße zu schleudern. Er schauderte vor sich selber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war, und die Hand auf das Kienholz legend, schwur er vor sich hin in stiller verborgener Nacht, jede Versuchung von sich abzutun, und wie aus einem wüsten Traume erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, schlief er ruhig und fest.

Am andern Tage, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheiten seines Waisenpflegeramtes wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen und zweimal hielt er an und öffnete den Kutschensitz, als jedesmal Leute daherkamen, so daß er in seinem seltsamen Tun gestört wurde und wieder davonfuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer sitze, aber bald lachte er über diese alberne Furcht und wollte sich nun gerade zwingen, sie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt ein. Am Stern wußte er nicht, sollte er besondere Achtsamkeit empfehlen, da er etwas im Kutschensitze habe; aber das konnte aufmerksam machen, er müßte Red' und Antwort darüber geben, darum war's besser, er schwieg ganz, und so blieb's dabei. Als er auf dem Waisenamte war, fühlte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähen, heißen Schreck; er glaubte, er habe den Kutschensitz nicht recht verschlossen, es war ihm fast sicher, daß er offen war: wenn nun jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Ahnungen mußten in den Menschen aufsteigen! Ohne nachzusehen, unterschrieb Diethelm alles, was man ihm vorlegte, und eilte nach dem Wirtshaus; seine Vermutung hatte ihn betrogen, der Kutschensitz war wohl verschlossen, aber er wagte es nicht, ihn jetzt zu öffnen und nach dem verräterischen Inhalt zu schauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufladen Gäblers vorüberkam, rief ihm dieser zu und übergab ihm mit einigen halb höflichen Worten die Rechnung für die eigenen Einkäufe und für die des Zeugwebers Kübler. Diethelm versprach, zu Neujahr zu bezahlen, und Gäbler sagte, er verlasse sich darauf. Überhaupt schien es Diethelm, als ob alle Menschen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, selbst der Sternenwirt war wortkarg und ging seinem Geschäfte nach, während er sonst unzertrennlich bei Diethelm saß und mit ihm über allerlei aus Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menschen, daß sie auf einmal so ganz anders waren? War denn Diethelm nicht noch immer derselbe, der er von je gewesen? Damals am Markttag erglänzte ihm jedes Angesicht und streckte sich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der „den Herrn Vetter und Familienfürsten" aufsuchte und sich ihm zu Besorgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt fluchte und immer sagte, der sei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menschen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, aber offenbar schien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und seine Ehre angegriffen sei, daß etwas wie eine Verschwörung aller Menschen gegen ihn in der Luft schwebe. Das von Zweifel und Bangen gepeinigte Herz verlangte besonders huldreiche Zuneigung der Welt und gerade da bleibt sie aus, und das düster blickende Auge des Bedrängten sah Unfreundlichkeit der Menschen, wo sonst gar nichts gesehen wurde.

Diethelm beauftragte Kübler, eine geweihte Kerze, ein vierundzwanzig Stunden haltiges sogenanntes Taglicht, zu kaufen für den verstorbenen Vater des Waisenkindes, in dessen Angelegenheiten er eben in der Stadt war. Kaum war Kübler weggegangen, als ein Brieschen vom Kastenverwalter kam, der Diethelm daran erinnerte, daß er das Geld, das in sechs Wochen fällig war, bereits anderweit versagt hätte. „Der hat auch was," knirschte Diethelm, den Brief in die Tasche steckend, und hätte er in diesem Augenblicke ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können — es wäre ihm eine Lust gewesen. Er hielt noch die Hand auf dem Briefe des Kastenverwalters, als Kübler kam, aber er brachte statt einer Kerze ein Gebund, das vier solcher enthielt.

„Ich hab' nur eine gewollt, aber es ist so auch recht," sagte Diethelm und hielt in zitternder Hand die Kerzen. Es war ihm, als müßte er damit sengen und brennen.

Elftes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, seine Wangen glühten und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Glut nicht löschen. Am ersten Berg hielt er an, öffnete den Kutschensitz, aber nicht um seinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerstreuen; er legte drei der geweihten Kerzen noch zu dem Kienholz. Er fühlte einen Stich durchs Herz und doch bewegte ihn ein freudiger, erfindungsreicher Gedanke: diese Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt sich verdachtlos etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinanfahrend, überdachte Diethelm sein ganzes vergangenes Leben. Er spürte ein Jucken in den Augen, als er der unsäglich vielen Freuden gedachte, die er seinen Eltern und allen seinen Angehörigen bereitet hatte; und plötzlich stand es vor ihm, daß sein Bruderskind in Elend verkomme, wenn er nicht dem Kübler zur Ansässigmachung verhelfe. Alles, was er tue, sei ja zum Guten. Und jetzt war es, als sähe er seine Fränz, wie sie unter den Menschen herumgestoßen würde, die kein Erbarmen haben, und sich selber sah er sterbenskrank und in Not und verlassen. Es muß sein . . .

Heute kehrte Diethelm freiwillig auf der kalten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hause zumute: alles hatte einen freundlichen Anschein und das behäbige und wohlgemute Wesen des Wirtes sprach es deutlich aus, daß man nach einer solchen Tat wieder frisch aufleben kann. Diethelm suchte sich immer mehr einzureden, daß der böse Leumund die Wahrheit verkünde und dieser Wirt ein Brandstifter sei. So saß Diethelm in sich gekehrt mit glänzenden Augen umschauend, als ein alter Bekannter, der Reppenberger, eintrat und seinen Glücksstern pries, daß er ihm einen Weg erspare, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den gesamten Wollvorrat zu einem Preise übernehme, bei dem für Diethelm noch ein mäßiger Gewinn sich ergab. Reppenberger hatte ein so lebendiges Mundstück und wußte es durch Weinzufuhr immer neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, wie zerstreut und stotternd Diethelm stets antwortete, wenn er nicht lautlos darein starrte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der Tat, als treibe der Teufel sein Spiel mit ihm. Kaum gibt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm die erfindungsreichen Gedanken: da kommt die Versuchung und will alles zum leeren Possenspiel und zunichte machen. Ist darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit alles ein eitles Spiel um nichts sei? Das Herz, das einmal

---

** Kutschentruhe, Kasten unter dem Kutschbock

den festen Willen zur bösen Tat gefaßt, sieht leicht diese schon als in sich vollbracht an und wie mit dämonischer Gewalt wird es immer wieder dazu gedrängt und alle Ablenkungen erscheinen nicht als das, was sie sind, sondern als Hindernisse, die übersprungen und besiegt werden müssen. Denn das ist das unergründliche Dunkel, daß das innere Sinnen, sei es gut oder böse, alle Vorkommnisse wie eine leibliche Speise verwandelt und sich gleichmacht. Was vor kurzem noch in Kämpfen und Bedenken als freier Entschluß sich darstellte, verkehrt sich in unabänderliche Notwendigkeit, und wie in einen Zauberkreis, aus dem nichts mehr zu wecken vermag, erfüllt sich das Geschick.

Darum mutete diese sonst frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübnis an und er knirschte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor sich genommen war, da sonst kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Hohn öffnete ihm jetzt die schlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einschlagen konnte. Einen großen Schick wollte er machen und was soll jetzt ein kleiner Gewinn? Der spielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tausend kleinen Plackereien, deren Ende gar nicht abzusehen war. Darum muß geschehen, was beschlossen ist . . .

Als erriete er Diethelms Gedanken, sagte der Reppenberger jetzt:

„Guck einmal den Wirt an. Sitzt er nicht da so unschuldig und fromm wie der heilig Feierabend und doch weiß er, was er getan hat, und hat sein Haus angezündet und beim Brandlöschen sich einen nassen Finger gemacht und alles abgewischt, was angekreidet gewesen ist. Jetzt hat er ein neues Haus und bar Geld statt Schulden."

„Wer weiß, wie es ihm zumut ist," sagte Diethelm, sich mit der Hand hin und her durch das Halstuch streifend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Reppenberger lachte laut und sagte:

„Hab' schon gehört, daß du fromm geworden seist, aber glaub' mir, wenn alle Leute, die was Ungrades getan haben, krumm gingen, da könnt' sich ein Aufrechter ums Geld sehen lassen."

„Ich will nchts mehr davon hören," sagte Diethelm streng verweisend und sprach nun von dem Verkauf, zu dem er sich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht, warum er das tat, aber so viel war ihm klar, er mußte scheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf sich zu lenken. Auf diese Rücksicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden und er war im Innern stolz darauf, wie weit er es bereits in der Verstellungkunst gebracht hatte. Diethelm nahm den Reppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehauste Mann keinen Mantel hatte, gab er ihm eine Pferdedecke, in die sich derselbe behaglich wickelte. Diethelm aber fröstelte es bei dem Gedanken, daß auch er einst wie dieser einer geliehenen Pferdedecke sich freuen könne, und wie er Peitsche und Leitseil in die Hand nahm, sprach es in ihm: Darum muß geholfen werden, solang ich das noch festhalte.

Der Reppenberger entschlief bald, aber Diethelm wurde von mühsamen Gedanken wach gehalten. Zum Scheine verkaufen und vor den Leuten sich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch alles in die Luft sprengen und mit der hohen Versicherungssumme sich wieder frisch flott machen — das war die Bestimmung, die endlich so fest stand, als wäre sie gar nicht die Geburt seines eigenen Entschlusses; und so ruhig ward er dabei, daß er die Peitsche neben sich steckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf versank, wie ein Kind nach dem Nachtgebet. In Unterthailfingen vor dem Wirtshaus hielten die Pferde an und Diethelm erwachte; taumelnd schaute er auf und mußte sich besinnen, wo er war, und im ersten Augenblick erschien die weißverhüllte Gestalt neben ihm wie ein Gespenst. Im Dorfe schlief alles und niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Reppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im gestreckten Trab davonfuhr.

„Wenn ich nur so ein Kütschle hätt' wie du," sagte der Reppenberger, „wenn ich meine siebzig Jahre da hüben so 'rumfahren könnt', könnten sie meinetwegen in der anderen Welt mit mir machen, was sie wollen." Und wie nun Diethelm immer weiter sein Glück preisen hörte und wie der Reppenberger erzählte, welch ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Mut und den rechten Weg gefunden habe, sich eine heitere, sorgenfreie Zukunft zu sichern. Als der Reppenberger seine Pfeife gestopft hatte und jetzt Feuer schlug, fiel Diethelm im Anschauen der springenden Funken der Traum ein, den er soeben gehabt: er ging über eine große, weite Heide und es regnete Funken, sie flogen ihm ins Gesicht und auf den blauen Mantel, aber sie zündeten nicht und er ging darunter hinweg, als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene standen Funkensäulen und strömten auf und nieder und plötzlich stand sein Vater vor ihm und sagte lächelnd: Es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgesicht.

Träume gelten zwar nichts, sagte sich Diethelm, aber dieser hat doch eine gute Vorbedeutung.

Am Waldhorn in Buchenberg stieg der Reppenberger ab und lustig knallend fuhr Diethelm nach seinem Haus und erzählte der Frau, daß der gute Schick nun in diesen Tagen eintrete und alle Wolle so viel als verkauft sei.

„Gott Lob und Dank!" rief die Frau, die Hände ineinander schlagend, „ich hab' dir's nicht sagen wollen, daß mir's immer gewesen ist, wie wenn die Deck' und alles, was darauf ist, mir auf dem Kopf liege."

„Mir auch", sagte Diethelm zutraulich und schnell dachte er jetzt in dieser heiteren, arglosen Stimmung Vorsorge zu treffen und fuhr fort: „Ich hab' immer Bangen gehabt, es geht einmal ein Feuer aus, und der Teufel hat doch sein Spiel, und wenn auch das Sach versichert ist, was nutzt das, wenn eins von uns umkäm', und da hab' ich mir schon oft gedacht, da zu dem Fenster 'nausspringen tut man sich keinen Schaden, weil der Dunghaufen da ist."

„Red so was nicht; das heißt Gott versuchen", wehrte die Frau ab und Diethelm erklärte, daß das nur ein vorübergehender Gedanke war; innerlich aber fühlte er sich erleichtert, seiner Frau den Weg gezeigt zu haben, wenn er sie nicht vorher aus dem Hause bringen konnte; denn durch ihn allein, von keiner andern Menschenseele gekannt, sollte die Tat geschehen.

Heute machte Diethelm keinen Versuch mehr, den Inhalt des Kutschensitzes zu zerstreuen, er freute sich des fallenden Schnees, der die Halbkutsche in der Scheune ließ und den Schlitten zur Verwendung brachte.

Am Morgen fühlte Diethelm noch einmal ein Bangen über seinen Vorsatz und doch war's ihm, als hätte er jemand das Versprechen gegeben, ihn zu vollführen. Eben wollte er die geweihte Kerze in das Pfarrhaus schicken, als seine Bruderstochter aus Letzweiler ankam. Noch bevor sie ein Wort reden konnte, weinte sie laut und erklärte endlich, daß man in G. sage, Diethelm werde ihr keine Aussteuer geben, die Hochzeit nicht stattfinden und sie im Elend bleiben. Man konnte nicht herausbringen, woher das Gerücht gekommen war, und das Mädchen, das immer auf der Bank sitzen blieb und nicht aufstand, schwur, daß sie sich ein Leid antue, wenn das Gerücht wahr sei. Diethelm stand lange still vor dem Mädchen, betrachtete es scharf, so daß es die Augen niederschlug, und sich auf die Brust schlagend, daß es dröhnte, schwur Diethelm: „Guck, mir soll die Kerze da auf der Seele verbrennen, wenn du nicht alles von mir bekommst, wie ich's versprochen habe."

Er ging mehrmals mit schweren Schritten die Stube auf und ab und stand wieder vor dem Mädchen still und sagte:

„Warum hast denn ein so schlechtes Kleid an? Hast keine besseren?"

„Freilich, ich hab' ja die zwei, die Ihr mir geschenkt habt, aber ich will sie sparen."

„Du weißt ja", fuhr Diethelm auf, „ich kann nicht leiden, wenn eines von den Meinigen so verlumpt daherkommt. Mein' Frau muß dir von der Fränz ein anderes Kleid geben. So darfst du nicht durch das Dorf. Ich will der Welt zeigen, wer ich bin."

Wut gegen die Welt, die seinen Ehrennamen so grundlos angriff, und ein freudiger Hohn, daß er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle bösen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in seinem Herzen. Er stand gerechtfertigt vor sich da, das Schlechteste zu tun; traute man ihm ja das Schlechteste zu und niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür. Das Mädchen, das sich wohl auf einen scharfen Zank gefaßt gemacht hatte, schaute mit gefalteten Händen wie anbetend zu Diethelm auf, der ihm liebreich die Wangen streichelte, denn ein freudiger Gedanke erhob ihn; sichtbarlich zeigte es sich ihm: er mußte die Tat tun, um die Stütze seiner Familie zu retten. Die ganze Macht seiner Familienliebe erwachte in ihm: nicht für sich, für alle seine Angehörigen mußte er der bleiben, der er war, alles Verdammungswürdige in seiner Tat war nur verkannte Tugend.

Medard kam in die Stube und berichtete die Zahl der Lämmer, die in diesen Tagen sich zahlreich eingestellt hatten, indem er dabei bemerkte, der Meister möge doch auch wieder einmal in den Stall kommen und nachschauen. Diethelm wies den Medard mit strengem Blick ab und sagte, er habe jetzt anderes zu tun; als er aber dem stechenden Blick Medards begegnete, fügte er hinzu: „Ich komme gleich." Er überdachte schnell, daß er nichts auf sich kommen lassen dürfe, was als Fahrlässigkeit gegen sein Eigentum erscheinen könne. Sonst hatte er im Winter immer seine besondere Freude an den Schafen gehabt; im Sommer sind sie auf der Weide, dem Auge entrückt, im Winter aber gibt es oft täglich Junge und stundenlang hatte Diethelm im warmen Schafstalle gesessen. Als er jetzt dahin kam, drängten sich alle Schafe auf ihn zu, so daß ihm ganz ängstlich zumut wurde, er zählte die Lämmer kaum und machte sich wieder davon.

(Fortsetzung folgt.)

Tristan der Boshafte.

Eine entzückende Anekdotensammlung.

Léon Treich, der unermüdlich die Schriften und das Leben seiner Pariser Zeitgenossen nach Anekdoten durchstöbert, aber auch mit einem ameisenhaften Fleiß es zuwege gebracht hat, das Sein und Werden der französischen Literatur in den meisten ihrer Außerungen zu beherrschen, hat jetzt in der Librairie Gallimard ein Büchlein „L'Esprit de Tristan Bernard" erscheinen lassen. Er gibt in ihm eine Kollektion von humorigen Worten und Geschichten, von denen wir nachstehende als Beispiel bringen.

Eines Tages hält der berühmte Bühnendichter und Conferenzier T. B. einigen jungen Literaten eine Vorlesung, wie sie sich beim Vorlesen ihrer Werke zu benehmen hätten. Er zählte alle kleinen Schliche und Mittel auf, und man bewunderte ihn laut und leise. Da aber schloß T. B.:

„Vor allen Dingen vergessen Sie eines nicht. Wenn Sie fertig sind mit Ihrem Vortrag, grüßen Sie das Publikum mit einer eleganten Geste und gehen Sie vorsichtig auf Zehenspitzen hinaus."

„Ja, aber warum denn auf Zehenspitzen?"

„Damit Sie niemanden aufwecken."

*

Tristan Bernard erzählt einmal folgende von ihm erlebte Szene:

„Eine alte Frau erscheint auf dem Bürgermeisteramt des 13. Bezirks und fragt einen Beamten, was sie mit einem Papier, das ihr zugegangen sei, zu machen habe. Sie solle es unterschreiben, meint der Befragte. Sie versteht ihn nicht. Schließlich will er ihr helfen und deutet auf einen Strich:

„Hier setzen Sie Ihren Namen hin."

„Meinen ganzen Namen?"

„Jawohl, Vor- und Zunamen."

„Ja, meinen Namen als junges Mädchen oder . . .?"

„Den Namen Ihres Mannes. Sie sind doch verheiratet?"

„Nein . . ."

„Also dann Ihren Mädchennamen . . ."

„Ich bin es gewesen. Ich bin Witwe."

„Also dann den Namen Ihres verschiedenen Gatten."

„Er verschieden? Er ist nicht verschieden. Er ist gestorben."

„Ja, ja, das ist ja dasselbe. Also den Namen Ihres toten Gatten sollen Sie hinschreiben."

„Mit seinem Vornamen? Ach Gott der arme Mensch." (Sie fängt an zu heulen.)

„Aber nein, Himmelkreuzdonnerwetter, seinen Namen und Ihren Vornamen dazu."

„Schön, schön, aber regen Sie sich doch nicht auf. In welcher Reihenfolge denn?"

„So wie es auf Ihrer Heiratsurkunde steht."

„Ja, aber mein Mann und ich waren doch gar nicht verheiratet. Ich habe ihm zwar immer gesagt . . ."

„Das interessiert mich nicht. Sie hättens früher sagen sollen. Also schreiben Sie Ihren Mädchennamen."

„Und meinen Vornamen?"

„Jawohl. Also ist es jetzt so weit?"

„Jawohl . . . schon . . . nur, ich kann nicht schreiben."

*

Tristan Bernard definierte eines Tages sein Verhältnis zu seinem Kammerdiener wie folgt: Der Unterschied zwischen Herr und Diener ist nur der, alle beide rauchen dieselben Zigarren, aber einer bezahlt sie nur . . .

*

Am Telephon.

„Halloh, Herr Tristan Bernard... Ja, hören Sie, ich telephoniere Sie an, weil ich wissen will, ob Sie meine Einladung zu Mittag heute bekommen haben?"

„Jawohl, sehr liebenswürdig von Ihnen . . ."

„Wir warten auf Sie. Sie kommen doch?"

„Nein, nein . . . Danke schön . . ."

„Wie? Sie sind nicht frei?"

„Doch, doch . . ."

„Ja; aber?"

„Ich habe keinen Hunger."

*

Tristan Bernard ist unterwegs. Behaglich sitzt er in einem Abteil erster Klasse, stopft seine Pfeife, zündet an, raucht. Der einzige Reisende, der noch im Coupé sitzt, fängt an zu husten und brummt:

„Hier ist kein Raucherabteil. Bitte, lassen Sie Ihre Pfeife ausgehen."

„Ich denke nicht daran." Tristan pafft weiter.

„Dann werde ich einen Schaffner holen."

„Bitte sehr."

Ein Kontrolleur kommt und befiehlt Tristan Bernard, das Rauchen einzustellen. Darauf dieser:

„Bitte, sagen Sie erst diesem Herrn, Herr Schaffner, er möchte sich um Dinge kümmern, die ihn angehen . . ."

„Wieso?"

„Von mir aus kann er den Herrschaften in der zweiten Klasse das Rauchen verbieten, aber hier hat er nichts zu sagen. Lassen Sie sich doch mal sein Billett zeigen!"

Und tatsächlich hat der Unglückliche nur ein Billett zweiter Klasse, muß aussteigen und hören, wie sich der Beamte bei Tristan Bernard entschuldigt.

„Und wie haben Sie denn gewußt", fragt einer der Freunde, denen Tristan Bernard die Geschichte erzählt, „daß Ihr Gegner nur ein Billett zweiter Klasse hatte?"

„Sehr einfach. Sein Billett sah mit dem Rand aus der Westentasche heraus und es hatte dieselbe Farbe wie meines."

Bienenfleiß.

Gewiß seht ihr jetzt in Garten und Feld oft den geschäftigen Bienen zu, deren Honig euch so mundet. Habt ihr aber schon einmal darüber nachgedacht, was für Arbeit es für ein Bienenvolk bedeutet, ein Kilogramm Honig zusammenzubringen?

1 Kubikzentimeter Honig wiegt etwas über 1 Gramm. Die Honigblase einer Biene faßt beiläufig 20 Milligramm. Zu einem Kilogramm sind also mindestens die Füllungen von 50 000 Honigblasen notwendig. Man hat nun nach der Honigabsonderung verschiedener Pflanzen, die meist nur Zehntausendstelgramm beträgt, berechnet, daß die Bienen, um ein Kilogramm Honig zu sammeln, 7 500 000 Rotkleeblüten, 5 000 000 Esparsettenblüten und zwei Millionen Akazienblüten aufsuchen müssen, die noch ihren Honig haben. An einem zehnstündigen Arbeitstag kann eine Biene 7000 Blüten abfliegen.

Darnach könnt ihr euch leicht ausrechnen, wie lange ein Bienenvolk von 10 000 Bienen braucht, um ein Kilogramm Honig zu sammeln. Ihr werdet über diese Zahl gewiß erstaunt sein und von der gewaltigen Arbeit der kleinen Bienen Achtung bekommen. Bedenkt noch dabei, daß 10 000 Bienen selbst nur etwa ein Kilogramm wiegen!

Bunte Chronik

*** Die Farben der Trauer.** In Europa, Amerika und Japan zeigt die schwarze Farbe die Trauer an. In anderen Ländern aber dienen die verschiedensten Farben diesem Zwecke. So trägt man in Syrien Himmelblau, in Ägypten die gelbliche Farbe trockenen Laubes, in Abessinien Grau oder Aschgrau. In Indien wählt man Rot, in China Weiß. Jedes Land glaubt gute Gründe für die Wahl seiner Trauerfarbe zu haben. Nach einer italienischen Zeitschrift, der „Italia missionaria", soll die blaue Farbe auf den Himmel hindeuten, in den die Seelen der Abgeschiedenen aufsteigen; das Gelb des trockenen Laubes soll das Ende des Lebens bezeichnen; das Grau den Staub, in den die Leichname sich verwandeln; das Rot die Verbrennung der weltlichen Leidenschaften, das Weiß die Reinheit des ewigen Lebens und das Schwarz soll darauf hinweisen, daß die geliebte Person des Lebens und des Lichts beraubt wurde.

*

*** Die Spuren einer versunkenen Stadt?** Die Bewohner der kleinen Insel Küno an der livländischen Küste bei Pernau beschäftigen sich seit jeher mit dem Verkauf von Steinen nach Lettland. Die für die Ausfuhr bestimmten Steine haben sie vom Meeresboden in der Bucht, die sich zwischen Pernau und ihrer Insel erstreckt. Einige dieser Steine sind jetzt von lettländischen Gelehrten untersucht worden, welche dabei entdeckten, daß sie künstlerische Zeichnungen und Verzierungen aufwiesen, daß an der Stelle, wo die Steine gehoben werden, in vorgeschichtlicher Zeit eine Stadt gestanden hätte, welche später vom Wasser der Ostsee überschwemmt wurde.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.